

BAD SEX



Jeder hatte schon mal welchen.
Wir sprechen darüber.

Nerve.com

Nerve.com gründete sich 1997, da das Gründungsteam den Eindruck hatte, dass Männer und Frauen schon viel zu lange auf ein kluges, ehrliches Internet-Magazin warten, das auf alle Klischees verzichtet. *Nerve.com* existiert, weil Sex schön und absurd ist, weil er verdammt lustig und ziemlich traumatisch sein kann. Kurz gesagt, es ist ein furchtloses, intelligentes Forum für beide Geschlechter. Mit diesem Hintergedanken entstand *Nerve.com* – inzwischen eine sehr erfolgreiche, prämierte Internetseite, die immer wieder mit erstaunlichen Fakten aufwartet! Und das Beste: Alle Geschichten sind 100% wahr!

BAD SEX

Jeder hatte schon mal welchen.
Wie sprechen darüber.

Wahre Geschichten
von den Autoren von Nerve.com 

Aus dem Englischen von
Ingrid Exo, Kerstin Fricke, Elke Hosfeld,
Andrea Kalbe, Christiane Körner
und Annerose Sieck



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 60621

1. Auflage: Oktober 2009

Vollständige Taschenbuchausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher in der Verlagsgruppe Lübbe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2008 by Nerve.com
All rights reserved.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Bad Sex«
Originalverlag: Chronicle Books LLC, San Francisco, California

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2009 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach
Lektorat: Ann-Kathrin Schwarz
Titelbild: © Chronicle Books
Umschlaggestaltung: © by Brooke Johnson
Satz: Textverarbeitung Garbe, Köln
Gesetzt aus der Rockwell
Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-61621-4

<p>Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de</p>
--

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Inhaltsverzeichnis

<i>Will Doig: Vorwort</i>	7
Lehrjahre	9
<i>Porochista Khakpour: Mit zwanzig noch Jungfrau</i>	11
<i>Sarah Thyre: Die Nacht der lebenden Ex-Freundin</i>	19
Ausgelebte Fantasien	33
<i>Steve Almond: Agonie eines üppig Behaarten</i>	35
<i>Rachel Shukert: Hallo Europa!</i>	42
Körperflüssigkeiten	49
<i>Ben Brown: Gefährlicher Abschied</i>	51
<i>Monica Drake: Der Spritzkünstler</i>	55
<i>Abeer Hoque: Im Bett mit Salinger</i>	61
<i>Neal Pollack: Der beste Freund des Mannes</i>	69
Untreue	75
<i>Jonathan Ames: Schlecht drapiert</i>	77
<i>Lisa Gabriele: Der wilde Westen</i>	82
<i>Kevin Keck: Intermezzo mit einem Vampir</i>	87

Trostsex	101
<i>Ari Cohen: Großer Reinfall</i>	103
<i>Jen Kirkman: Vom Fernsehen verführt</i>	114
Partnerpech	121
<i>Jamie Attenberg: Zwangsweise stillgelegt</i>	123
<i>Will Doig: Das fehlende Stück</i>	131
<i>Pasha Malla: Nur für Clubmitglieder</i>	142
<i>Scott Mebus: Eine Arbeitsbeziehung</i>	149
Pornos, Sex, Drogen, Rock 'n' Roll etc.	159
<i>Schalom Auslander: Alarm in Pornoland</i>	161
<i>Arthur Bradford: Groupie</i>	169
<i>Lisa Carver: Trunkenheit und grober Unfug</i>	178
Ein bisschen bi schadet nie	185
<i>David Amsden: Verhinderter Dreier</i>	187
<i>Ondine Galsworth: Eine Sommerliebe im Grenzbereich sexueller Orientierung</i>	194
<i>Henry Sutton: Wassertreten im Mittelmeer</i>	202
Eigenliebe	209
<i>Jonathan Goldstein: Der Marathon-Mann</i>	211
<i>Sarah Hepola: Handarbeit</i>	217
<i>Claudia Lonow: Mein wahres Ich</i>	224
Über die Autoren	231

Will Doig

Vorwort

Ins Deutsche übertragen von Christiane Körner

Es gab eine Zeit, da hielten wir Sex für ein magisches, transzendentes Erlebnis, das in einem perfekten, die Galaxie erschütternden Orgasmus gipfelte. Das war die Zeit der sexuellen Unerfahrenheit.

Dann hörten wir hier und da von schlechtem Sex und probierten selbst ein bisschen davon aus. Wir hörten Leute sagen: »Sex ist wie Pizza – selbst wenn er schlecht ist, ist er ziemlich gut.«

Schlechter Sex ist aber nicht wie Pizza. Wir hatten Sex, von dem man Schweißausbrüche und Krämpfe bekäme, wenn man Peperoni und Mozzarella drauf täte und davon abbeißen würde. Daran war nichts »ziemlich gut«.

Ungeachtet dessen sind wir für schlechten Sex zu haben. Damit meinen wir, dass wir schlechten Sex besser finden als gar keinen Sex. Und glauben Sie uns, wir hatten richtig üblen Sex. Katastrophalen Sex. Sex, mit dem sich unser Therapeut beschäftigt.

Warum nehmen wir das in Kauf – die seelischen Qualen, die verletzten Gefühle, die Läuse, die Stalker, die Selbstzweifel, die alibizerstörenden Knutschflecke und die zynische Weltsicht, die schlechter Sex so oft mit sich bringt? Zum einen entstehen bei schlechtem Sex gute Anekdoten. Leute

sind bei unserer Geschichte vom Kniefetischisten mit dem Nudelholz und dem Motoröl vor Lachen fast gestorben. Wir enthüllen unsere Narben gern mit dem Tusch einer Pointe: Tättäää-tättäää-tättäää!

Aber wir schätzen nicht nur den komischen Effekt. Wir ziehen schlechten Sex jederzeit keinem Sex vor, weil das Einzige, was wir während der Enthaltbarkeit letztlich gelernt haben, die Dialoge aus *Law & Order* sind. (Jede Menge davon. Wort für Wort.) Myriaden von nicht als ideal zu bezeichnenden erotischen Begegnungen haben uns dagegen allerhand gelehrt, sowohl über uns selbst wie auch über den heiklen, unsauberen Akt an sich. Manchmal mehr, als wir wissen wollten. Manchmal mehr, als wir bewältigen konnten. Meistens wurde daraus eine wertvolle Lehre fürs ganze Leben, die in einer ziemlich guten Geschichte verpackt ist, von denen wir hier einige für Sie zusammengestellt haben.

Ähnlich wie beim Stockholm-Syndrom fühlt man sich dem Partner nach einer miesen sexuellen Erfahrung manchmal näher als zuvor, fürs Leben verbunden durch ein gemeinsam durchlittenes traumatisches Erlebnis. In anderen Fällen verlässt man ihn einfach, wischt sich die Tränen oder irgendwas anderes aus dem Gesicht, flucht manchmal, hinkt gelegentlich leicht, ist aber immer ein kleines bisschen klüger.



LEHRJAHRE



Ins Deutsche übertragen von Christiane Körner

Porochista Khakpour

Mit zwanzig noch Jungfrau

Du bist anders. Wir auch. So lautete das zwanglose Motto des Sarah Lawrence College, wo ich einen Bachelor in nichts machte (es gab keine Hauptfächer), nachdem ich keine Noten bekommen hatte (nur Beurteilungstexte), denen keine Tests zugrunde lagen (nur Essays). Mit diesem Motto wurden scharenweise Highschool-Außenseiter angelockt. Noch bevor man da war, musste man durch die Feuerprobe des Andersseins.

Mein Erstsemester-Wohnheim war ein Landhaus im englischen Tudor-Stil, das »Jungfrauenheim« genannt wurde. Dabei sollte man an das kreischende Gelächter von Generationen verwöhnter reicher Mädels denken. Auf dem SLC galt Jungfräulichkeit als charmant, naiv, stylisch und unwidderstehlich. Sie wirkte wie eine 50er-Jahre-Schmetterlingsbrille, weiße Handschuhe und eine Nerzstola. Sie war absolut hinreißend – solange sie absolut fiktiv war.

Das College war berühmt für seine spontanen Orgien und Sex-Soirees, wo das Mann-Frau-Verhältnis von dreißig zu siebzig bedeutete, dass Lesbischsein nur eine von vielen Na-gut-warum-nicht-Entscheidungen war. In all meinen Jahren dort traf ich keine einzige Jungfrau. Alle wa-

ren nymphoman und/oder pansexuell und/oder »andersrum«.

Ich hingegen war ziemlich heterosexuell. Das war ein Problem, denn hier gehörten nun einmal Homosexualität und ihre diversen Spielarten zum guten Ton. Besaß man die Kühnheit – oder die Rückständigkeit –, eine stramme Hetera zu sein, mied man stramme Heteros am besten, denn sie konnten nur Abgesandte des konservativen Weißbrot-Spießer-Patriarchats sein. Sie hatten allerdings auch so jede Menge Action, denn sie waren gefragt wie auf dem Schwarzmarkt.

Errol wirkte wie ordentlicher SLC-Hetero-Standard: Er hatte Vorfahren, die mit der Mayflower angekommen waren, las nur obskure französische Romane, hielt das Glas »für halb bis ganz leer«, war Veganer (aß aber Sushi), sprach fließend Französisch und Italienisch, hörte ausschließlich *abstract experimental*, frühen Punk und Euro Lounge, trug Rollkragenpullis, war Sportmuffel. Er fiel mir auf, weil er das einzige andere Mauerblümchen auf dem jährlichen Begrüßungsball des Colleges war. Wir flirteten ausgiebig, bis er von einer Blondin mit Irokesenschnitt weggezerrt wurde. Nachdem wir uns zufällig im Zug nach Manhattan wiedergetroffen hatten, lud ich ihn für den nächsten Tag zum Tee ins Jungfrauenheim ein.

Nach ein paar Stunden, in denen wir alkoholgedopten Earl Grey getrunken hatten, glitten unsere Kleider wie erwartet zu Boden, und ich reichte Errol ein Schüsselchen Kondome, als wären es Bonbons. Dass er erstarrte, hatte ich *nicht* erwartet. Er fixierte die Kondome bloß mit einer Mischung aus *No comprendo* und *Huch!*, als ob es sich dabei um exotische Münzen handelte.

»He, Sportsfreund, du glaubst doch wohl nicht, dass wir die Verhütung lassen, oder was?«, sagte ich schließlich in bestem SLC-Sound. Wir hatten alle einen bestimmten Tonfall drauf, der die frühe Audrey Hepburn mit einem Touch Riot Grrrl kombinierte.

»Nicht nötig«, sagte er mit geübtem Selbstvertrauen.

Ich stellte die Kondome weg, und wir beschäftigten uns ausgiebig mit all den Dingen, die für ehemalige amerikanische Präsidenten nicht unter den Oberbegriff Sex fallen. Danach fragte ich ihn, was zum Teufel los gewesen wäre.

»Ach, es ist nur so ...« Er hielt inne, als müsste er überlegen, wie er sich ausdrücken sollte. »Weißt du, ich mach das nicht.« Es folgte eine weitere Pause; diesmal grinste er viel sagend, als käme jetzt was total Erotisches. »Ich meine ES.«

Errol war nicht keusch, nicht asexuell, nicht schwul. Er sah nur keinen Sinn darin. Warum nicht? Das musste ich wissen. Er hielt mir einen langen Vortrag darüber, wie rückschrittlich normaler Sex sei, dass es peinlich sei, sich vorzustellen, wie alle dämlichen Erdbewohner ES um seiner selbst willen machten, dass ES käuflich, prosaisch, mechanisch sei. »Das mute ich mir nur an dem Tag zu, wenn ich es für zwingend erforderlich halte«, sagte er mit angeekelt gerümpfter Nase, »ein Kind zu machen.«

Ich ertappte mich dabei, dass ich vollkommen fasziniert nickte. Geschlechtsverkehr war was für Kindermacherdeppen! Die Sache spielte sich 1996 an der »Sarah Lawrence Avantgarde-light-Akademie« ab – natürlich konnte er mit dieser Argumentation bei jeder Feministin punkten, die sich während der Grunge-Ära immatrikuliert hatte. Darum ging

es also bei all dem Rumprobieren auf dem College: *No Sex* war der neue Sex!

Errol und ich bildeten eine Art Glaubensgemeinschaft sexueller Pioniere – er der Gründer, ich die einzige Schülerin. Errol wurde zum Evangelisten der Anti-Penetration und tüftelte ständig neue Methoden und Orte aus, um zu kommen: Hand, Mund, Laken, Spielzeug, ein Stück Obst, im Grunde alles, außer dem Inneren der Vagina. Jeder Höhepunkt war ein jubelnder Triumph für die Bewegung.

Die Nachricht von unserer Anti-Aktivität sprach sich herum. Stramme Heteras und Lesben glorifizierten Errol für die geniale Idee, die Penetration aus dem Spiel zu lassen. Stramme Heteros und Lesben himmelten mich an, weil ich so tolerant und duldsam war wie die reizende Assistentin eines Zauberers, die sich immer wieder freiwillig im Sarg zersägen lässt.

Wir nährten die Gerüchteküche auf dem Campus mit unseren lauten Orgasmen in den Videoräumen der Bibliothek, mit der Artillerie von Sex-Spielzeug, das aus unseren Taschen ragte, mit den deutschen Porno-Videos, die wir statt Lehrbüchern unter dem Arm trugen. Manchmal demonstrierten Errol und ich ein Lieblingsvorspiel, zum Beispiel Augapfel-Lecken. Errol pries es als *höchst erogen* und führte es Punkt für Punkt vor:

Erstens: Neige den Kopf der rezipierenden Person und halte ihn so.

Zweitens: Atme auf ihr Gesicht. Das ist sexy.

Drittens: Bring sie dazu, die Augen weit zu öffnen – ohne zu blinzeln!

Viertens: Da das oft nicht möglich ist, zieh ihre Augenlider mit Gewalt nach oben.

Fünftens: Sammle Speichel rund um deine Zunge, nicht zum Überfluten, sondern als Gleitmittel.

Sechstens: Streck die Zunge entschlossen heraus. Keine Gene-Simmons-Messerzunge, aber auch keinen schlaberigen Klumpen – eine feste, entschlossene Zunge, die Lust auf einen Augapfel hat. *Sehr sexy.*

Siebtens: Lande sanft auf der Mitte des Augapfels. Gleite leicht vorwärts, dann zieh dich in zwei Zügen zurück.

Ich stöhnte ekstatisch, *hmmmm, unglaublich, Schatz*, vor einer atemlosen Menge und fühlte mich tatsächlich ein bisschen angetörnt. Na ja, wenigstens *elektrisiert*, wie statisch aufgeladene Wäsche. Für ein Semester waren wir die Zukunft.

Und als sich die Zukunft dann an uns heranschlich – die Semesterferien –, nahmen wir unsere Trennung gelassen hin. *Telefon-Marathon, was ganz Sextravagantes!*, schlug Errol optimistisch vor. Keine Berührung, kein Problem!

Kein Problem – bloß wenn du das College verlässt und in die Welt der normalen Leute zurückkehrst, also Leute mit Jobs und Rechnungen und Schulden, die in öden Vororten wohnen, miese amerikanische Autos fahren und mit dir verwandt sind, dann musst du damit zurechtkommen, wer du bist. Du bist *nicht* anders. Und das ist ätzend. Es fällt dir wieder ein, dass kein reicher Daddy dir den Studienplatz gekauft hat: Du bekommst als Einzige im Jungfrauenheim ein Stipendium. Deine Eltern essen tatsächlich Fleisch mit Kartoffeln – in der heimischen Mensa gibt's keine makro-

biotische Alternative. Sie haben noch nie was von Krocket oder Kierkegaard gehört. Alle diese Unterschiede stürzen auf dich ein, und dann sitzt du da: Pferdeschwanz, kurze Jeans und Turnschuhe, eine Portion Pommes mit der besten Grundschulfreundin auf dem McDonald's-Parkplatz, und es dämmert dir, dass Geschlechtsverkehr ganz einfach das ist, *was Leute wie du machen*.

Aber der Sommer dauerte nicht ewig. Das zweite Studienjahr begann, ich hatte mein altes Outfit wieder – Frackhemden kombiniert mit Netzstrümpfen und Strapsen, Lippenstift in Metallic-Farben –, speiste in der Mensa Sashimi mit goldenen Stäbchen und rauchte dabei ununterbrochen Nat Sherman Fantasias. Errol begrüßte mich, indem er mir eine Ansammlung kunstvoll angeordneter Knutschflecken auf den Hals machte. Er habe einige aufregende Dinge erworben, ließ er mich wissen: einen schimmernden Anal-Vibrator, nicht zu reden von den Hermaphroditen-Pornos aus Prag. Zurück in der Anormalität!

Aber mein Elan war abgeflaut. Die Gründe dafür erschienen mir plötzlich wacklig. Unser Publikum war weg. Im Jungfrauenheim gab es einen ganzen Schwarm neuer Mädels, die der Campus moralisch verderben konnte. Was taugten wir jetzt noch?

Aber es kam mir nie in den Sinn, an Errol zu zweifeln, bis ein gemeinsamer Kumpel mich ansprach und die Frage vom letzten Jahr stellte: Warum tat Errol eigentlich alles außer ES?

Noch war ich Mitglied der Glaubensgemeinschaft. Ich strahlte dämlich wie Katie Holmes zu ihren besten Tom-Cruise-Zeiten, durch die Methoden meines Partners zu in-

doktriniert, um Selbstbewusstsein oder Scham zu empfinden. »Weißt du, die Vaginalverkehr-Scheiße ist doch ein Relikt aus unserer Elterngeneration, absoluter Schnee von gestern, absolutes Mittelmaß!«

Der gemeinsame Kumpel stöhnte, weil er die Nummer schon zu oft gehört hatte. »Ich finde, du solltest es wissen: Dein Typ ist nicht etwa ein genialer Sex-Künstler. Er ist noch *Jungfrau*.«

Ich lachte. Oh, wie ich lachte! Zu laut, zu lange, es schien Stunden zu dauern, sogar Tage, Wochen, und es war das Lachen irredender, irreführter Frauen. Der Gedanke machte mich verrückt. Es war so verdammt offensichtlich, und trotzdem hatte ich mir das Kleingedruckte unter Errols Vorlieben nie genauer angeschaut. Jungfräulichkeit ist eine Sache, wenn sie als schickes Etikett an einer Mädchenzimmertür klebt, aber bei einem Jungen – der pure Horror! Männliche Erwachsene hatten einfach nicht Jungfrau zu sein!

Ich musste mich deprogrammieren, musste Körper und Geist von Errols Doktrin reinigen. Aber wie? Die Antwort stand in Lebensgröße vor mir: Geh fremd. Mit dem gemeinsamen Kumpel, der gemessen an den Kriterien des echten Lebens unglaublich durchschnittlich war und deshalb auf dem SLC total exotisch wirkte.

Kaum waren wir in Kumpels Zimmer, schritt ich zur Tat und platzierte ihn auf mir. Und wir vollführten extrem biologisch programmierten, traditionellen Geschlechtsverkehr. Wie jedes erste Mal beim Sex war es nicht so doll – zu kurz, zu weich, zu trocken, zu brav, dann zu wild –, aber die Unbeholfenheit hatte in meinen Augen etwas Herrliches. In

der ganzen Zeit mit Errol hatte ich vergessen, wie sehr mir das GV-Ritual gefiel.

Rasch wurde ich zu dieser heimlich begehrten Sache, der festen Freundin. Wir machten es täglich. Ich bekam Infektionen. Dachte über die Pille nach. Nach dem ersten geplatzten Kondom flitzte ich zur campuseigenen Krankenstation und demonstrierte mit solcher Inbrunst Schwangerschaftspanik, als bekäme ich dafür ein Pfadfinderabzeichen verliehen. Als ich die »Pille danach« mit einem Bier hinunterspülte, war mir, als wäre ich endlich zu Hause. Ich war mit einem Mann zusammen, der ES machte und ES auch schon früher gemacht hatte: nicht mehr und nicht weniger als bloßen, schlichten, schon von unseren Großeltern praktizierten banalen Geschlechtsverkehr!

Errol verschwand derweil – in Richtung einer neuen folg-samen Schülerin, da bin ich mir sicher. Für mich bleibt er *meine Jungfrau*, aber ich glaube, ich könnte das nie beweisen. Wie ich im selben Jahr in einem Anthropologie-Kurs erfuhr, sind nur die südafrikanischen Stammeshäuptlinge in KwaZulu-Natal in der Lage, mit einem simplen Test männliche Jungfräulichkeit nachzuweisen. Sie können nicht nur ein »männliches Hymen« ausmachen, sondern sie deuten auch die Art des Pinkelns (Kanonenstrahl = Jungfrau, schlampiges Gesprühe = hat ES gemacht) sowie die Hautfarbe der Knie im Verhältnis zu den Beinen.

In Errols Fall ist es jammerschade, dass man es ihm nicht an den Augäpfeln ablesen kann.

Sarah Thyre

Die Nacht der lebenden Ex-Freundin

Während meines dritten Studienjahrs an der Louisiana State University konnte ich mich nicht entscheiden, ob ich Englisch als Hauptfach wählen sollte, um die Laufbahn einer verarmten Dichterin im Fieberwahn einzuschlagen, oder Mikrobiologie, um eine ernsthafte, engagierte Ärztin zu werden wie die im Fernsehen.

»Ist ja alles gut und schön«, würde ich zu meinen egoistischen Angeberkollegen sagen, »*aber hier steht ein Leben auf dem Spiel!*«

Im Sommersemester belegte ich gezielt vorbereitende Kurse für das Hauptstudium in Medizin. Dr. Rheinhardt leitete die einzige Veranstaltung in Pathologie, einen Pflichtkurs. Alle sprachen nur in verängstigtem Ton von ihm. Er legte die Veranstaltung auf die studentische Hauptkaterzeit morgens um halb acht.

Ich saß da mit einem \$1,99-Frühaufsteher-Frühstück vom Studentenwerk im Magen: zwei umgedrehte Spiegeleier, Haferbrei, Toast und eine große Diät-Cola, und all das schwappte in den schätzungsweise vier Litern Billigbier vom Abend zuvor herum. Dr. Rheinhardts Monologe über Krankheit und Tod trugen mich mit sich fort. Er hielt nur

inne, um die Schleifenköpfe lächerlich zu machen, Mädchen von der Studentinnenvereinigung, die allesamt strebsam in der ersten Reihe hockten. Scarlett Kerrit war der Kopf der Schleifenköpfe, mit der krossesten, kessesten Rips-schleife von allen, die über ihren klauenartigen Ponyfransen thronte.

»Dr. Rheinhardt, Dr. Rheinhardt!«, krächte Scarlett eines Morgens, während sie mit ihrem Test in der Luft herumwedelte. »Ich verstehe nicht, warum Sie mir bei der dritten Frage Punkte abgezogen haben.«

Dr. Rheinhardt wandte sich von der Tafel ab, nahm die unangezündete Pfeife aus dem Mund und legte sie methodisch und liebevoll aufs Pult.

»Meine Liebe«, sagte er, »weil ich es *kann*.«

»Dr. R., seien Sie doch nicht so«, flötete Scarlett. »Ich glaube, ich habe eine berechtigte Beschwerde.«

Dr. Rheinhardt steckte sich die Pfeife wieder zwischen die Lippen und sog einmal schmatzend und rauchlos daran.

»Beschwerden«, sagte er, »sind nie berechtigt.«

Scarletts Mund ging auf und zu und auf und zu wie ein Karpfenmaul.

Ich verspürte einen Schauer von Schadenfreude. In dem Moment fiel mir auf, dass ich Cool Man auffiel.

Mir war er schon am ersten Kurstag aufgefallen. Warum ich ihn Cool Man nannte, weiß ich nicht.

Nicht mein Typ, Teil 1: Er hatte einen Bart.

Nicht mein Typ, Teil 2: Er stank nach Drakkar Noir.

Nicht mein Typ, Teil 3 bis 12: Er saß immer bei den Schleifenköpfen.

»Verbindungsverräter!«, hatte ich Scarlett oft in seine Richtung kreischen hören.

Dass er überhaupt in einer Studentenverbindung gewesen war, setzte voraus, dass er über passable Fähigkeiten in der Kunst der sexuellen Nötigung verfügte; dass er ausgetreten war und einen Bart trug, ließ mich annehmen, dass er diese Fähigkeiten zusammen mit einer ungewöhnlich feinfühligem, nonkonformistischen Denkweise eingesetzt hatte.

»Also, mein Schatz, *du* erzählst *mir* jetzt mal, wie kräftig du gegen deinen Willen penetriert werden möchtest«, hörte ich ihn in meiner Fantasie sagen und versuchte gleich darauf, die Fantasie wieder zu löschen.

Cool Man lächelte mich an, als könne er meine Gedanken lesen.

Absolut mein Typ, Teil 1 bis Unendlich: Er besaß dieselbe intellektuelle Arroganz wie mein impertinenter Ex-Freund Stephen. Beide hatten eine katholische Knabenschule in New Orleans besucht, die den Ruf hatte, gescheite, Lateinisch palavernde junge Männer mit akutem Madonna-Hure-Komplex heranzuzüchten.

Nach einem Monat hatte Dr. Rheinhardt die Studenten so sehr drangsaliert und niedergemacht, dass fast die Hälfte seinen Kurs verließ. Diejenigen, die tapfer genug waren zu bleiben, wurden in Minigruppen zusammengefasst, um Laborversuche durchzuführen. Cool Man und ich landeten mit einem Typen namens Chip in derselben Gruppe.

Chip konnte nicht gerade als gewöhnlicher Student bezeichnet werden. Er war 42, hatte jede katholische Schule in Südost-Louisiana ausprobiert, war überall rausgeflogen

und seitdem durch eine Reihe kommunaler Hochschulen getingelt.

»Du kommst mir bekannt vor«, sagte Chip.

Wir verfolgten unsere Lebenswege zurück und fanden heraus, dass er vor zehn Jahren mit der Tochter meiner Nachbarn zusammen gewesen war.

»Ich muss dich mal gesehen haben«, sagte ich, »als du Sandy abends abholtest, um mit ihr auszugehen.«

»Wir gingen nicht richtig miteinander aus. Meistens saßen wir bloß in meinem Firebird in ihrer Einfahrt und haben gekokst«, antwortete Chip. »Apropos, ich kann dir Eins-a-Ecstasy besorgen, wenn du Bedarf hast. Zwei Dollar die Pille.«

Ich warf einen Blick auf Chips faule untere Zahnreihe und schrieb mir seine Telefonnummer auf.

Für unseren ersten Versuch mussten wir einem Kaninchen Blut abnehmen.

»'tschuldigung, 'tschuldigung!«, rief ich energisch, während ich mich mit einer Spritze Ketamin, einem Beruhigungsmittel für Tiere, zu dem Kaninchen durchdrängte. Ich wollte Chip und Cool Man gleich klarmachen, dass ich kein zartes Pflänzchen war. Das Kaninchen strampelte, als ich ihm das Ketamin in den Hinterlauf jagte. Zwei Sekunden später lag es hechelnd da, und seine Augäpfel rollten hoch in seinen Schädel.

»Special K«, sagte Chip und pfiff leise. »Sieht nach einem irren Kick aus, finde ich.«

Die Aufbaustudentin aus dem Iran, die unsere Übung leitete, warf Chip durch den Augenschlitz in ihrer Burka einen scharfen Blick zu. Sie stopfte sich rasch die Ketamin-Ampulle in die Tasche.

»Ruhe!«, sagte sie. »Zeit für den Aderlass.«

Zur Vorbereitung der Punktion schor ich mit einem Einweg-Rasierer das Fell vom Kaninchenohr.

»Klasse Rasur, wie viel nimmst du dafür?«, sagte Cool Man, während er mit einer 25-Gauge-Kanüle ankam, deren Durchmesser an einen Trinkhalm erinnerte. Sein Arm streifte meine Brust, als er die Hand nach dem Kaninchenbein ausstreckte. »Ganz ruhig, Karnickel.«

Meine Hände zitterten. Die Haut des Kaninchens wurde durchscheinend, und ich konnte das pulsierende Netz der Venen und Arterien in seinem Körper sehen, in dem die süße heiße Flüssigkeit pochte und klopfte.

Cool Man schob die Nadel in die Kaninchenohrvene, wie eine Lady ihr gestrecktes Bein in einen Seidenstrumpf gleiten lässt, und zapfte so viel Blut ab, dass es zwei Schnapsgläser gefüllt hätte.

In meinen Ohren begann es zu summen, und meine Oberlippe wurde feuchtkalt. Ich klammerte mich an den Rand des Rolltisches, fest entschlossen, nicht in Ohnmacht zu fallen. In dieser Hinsicht bin ich ziemlich machomäßig drauf.

Wir gaben ein paar Chemikalien in das Blut. Es würde ein, zwei Stunden dauern, bis die Ergebnisse da waren. Chip, Cool Man und ich beschlossen, die Zeit in der *Bibliothek* zu verbringen, einer Kneipe direkt am Campus. Deren Slogan lautete: *Wenn deine Mama fragt, wo du warst, sag ihr, du warst in der Bibliothek!*

Eine Stunde später hatten wir fünf Krüge Abita Turbodog Ale geleert.

»Das muss man sich mal vorstellen«, beschloss Chip eine lange, weitschweifige Klagegeschichte über seinen Job am